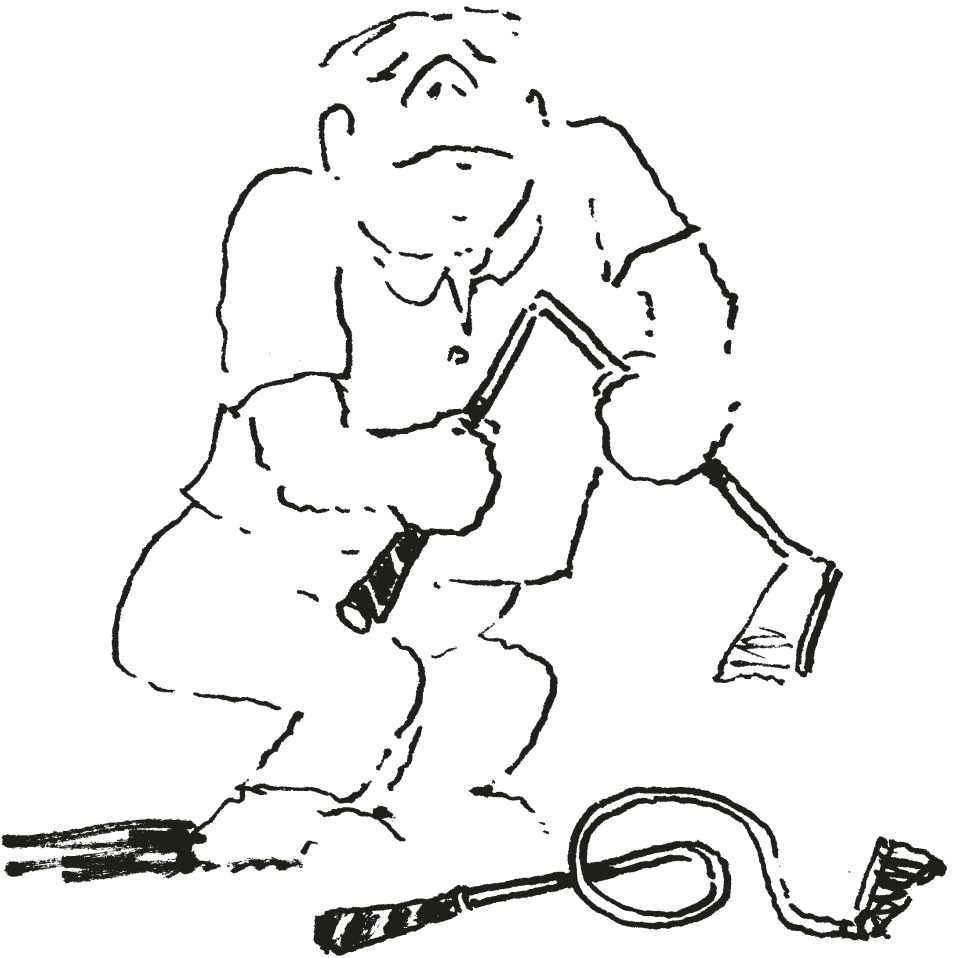




Sechstes Buch *Die hohe Kunst des Versagens*

»Der Geist ist willig, aber
das Fleisch ist schwach.«

(Matthäus 26, 41)



6.1 Signor Franco und die Lust am Leben

Der echte Golfer genießt Golf auch dann, wenn ihm die Tränen kommen müssten.

Ich war im Urlaub an der Adria und spielte dort den schönen Platz von Cervia. Ich wurde einem Italiener zugeteilt, etwas jünger als ich, und er stellte sich vor: »Sono Franco«.

Weil es üblich ist, dass der bessere Spieler zuerst abschlägt, fragte ich ihn, wie sein Handicap sei.

»Quattro«, sagte Franco und breitete die Arme aus.

Potzblitz, dachte ich, Handicap vier, da haben sie dich aber mit einem ziemlichen Golf-Genie im Flight zusammengetan.

Nun griff Golf-Genie Franco zum Driver. Er drosch den Ball mit der typischer Bananenkurve rechts ins Gehölz.

»Mulligan«, sagte Franco und lachte übers ganze Gesicht.

So ging es die ganze Runde lang weiter. Ich habe in meinem Leben noch nie einen Spieler mit Handicap vier gesehen, der die Bälle so schlecht getroffen hat wie Freund Franco, und das eine ganze Runde lang. Das Bemerkenswerte daran war, dass das Franco überhaupt nichts ausmachte. Wenn Franco wieder mal den Ball in einem der vielen Teiche versenkte, breitete er die Arme aus und pfiff er auf dem Weg zum Wasser ein paar beschwingte Takte. Ich kenne mich mit Opern nicht so gut aus, aber ich glaube, es war aus »La Traviata«. Wenn Franco wieder mal in einem der vielen Pinienwäldchen landete, breitete er die Arme aus und trällerte im Gehen eine andere Melodie, Ich glaube, diesmal war es aus »Rigoletto«.

Der Fairness halber muss ich erwähnen, dass Franco hin und wieder auch ein wirklich guter Schlag gelang. Dann breitete er die Arme aus wie ein Tenor nach der großen Arie und verbeugte sich vor dem Publikum. Das Publikum war ich.

»Quattro«? Was soll's? dachte ich. Auch wenn »Ventiquattro« wohl eher der Wahrheit entsprach, war es eine der heitersten Runde, die ich seit langem gespielt hatte. Franco war glänzender Laune, egal, wohin sein Ball auch flog.

Hinterher trank ich mit Franco im Klubhaus noch einen Prosecco. Franco bestand darauf, zu bezahlen. Ich erfuhr, dass er Architekt war, zwei Kinder hatte und einen Maserati fuhr. Ich fragte ihn, wie zufrieden er mit seiner Golfrunde war. »Sehr zufrieden«, sagte Franco, »die Sonne schien und das Leben ist schön. Un giorno perfetto.«

Ich habe einiges gelernt an diesem perfekten Tag. Ich habe gelernt, dass Golf viel mehr ist als die Arithmetik, wie viele Schläge ein Spieler von einem erhöhten Rasenstück bis zu einem weiß bemalten Golfloch braucht.

Wenn ich seitdem einen schlechten Tag auf dem Platz erwische, bleibe ich kurz stehen und sage lächelnd zu mir selbst: »Quattro«.

6.2 Versagen, aber mit Genuss

Golf ist die einzige gesellschaftlich akzeptierte Variante des dauernden Versagens.

Als ich letzte Woche mit Fred spielte, spielte Fred eine Runde zum Vergessen. Er packte so ziemlich alles aus, was Golf an Widrigkeiten zu bieten hat. Schon am zweiten Loch kam er erst mit einer Fünf vom Tee weg, weil sein Abschlag zweimal im Aus gelandet war. Dann produzierte er Mitte Spielbahn einen gewaltigen Shank, und der Ball endete seitwärts im Wasser. Etwas später brauchte er drei Versuche, um aus dem Bunker zu kommen. Natürlich traf er auch jeden Ast, der einigermaßen in Reichweite war.

Nach neun Loch fragte ich ihn: »Du, heben wir drüben im Klubhaus nicht besser ein Bier?«

»Wir spielen weiter«, sagte Fred, »denn Biertrinken kann ich schon gut genug.«

Damit wären wir bei einem wesentlichen Aspekt der golferischen Phänomenologie. Der Golfer zieht den Misserfolg auf dem Golfplatz dem Erfolgserlebnis außerhalb des Golfplatzes bei Weitem vor. Warum tut der Golfer dauernd Dinge, die er nachgewiesenermaßen nicht kann? Warum, so frage auch ich mich manchmal, ver-

lasse ich am Nachmittag freiwillig mein klimatisiertes Büro, um dann aus zehn Metern Entfernung den Ball – vor Zeugen – peinlich plattschend in einem Entenweiher zu versenken?

Golf ist die einzige gesellschaftlich akzeptierte Spielform des permanenten Misserfolgs. Darum ist Golf auch so populär geworden in einer Zeit, in der die Leistungsgesellschaft sonst jeden kleinen Fehlschlag, ob im Job oder in der Politik, gnadenlos heruntermacht. Golf ist ein letztes Refugium der Unschuld geworden. Hier kann man noch richtig entspannt versagen.

Am schönsten hat es noch immer Altmeister Jack Nicklaus formuliert. Als ihn nach einem Turniersieg ein Reporter nach den Gründen seines Erfolges fragte, sagte er: »Ich scheiterte heute bloß ein bisschen weniger als die anderen.«

Und in englischen Golfclubs hängen mitunter kleine Wandteppiche, auf denen die Worte eines unbekannten Golfphilosophen eingestickt sind: »Real golfers don't cry when they line up their fourth putt.«

Echte Golfer weinen nicht. Sie weinen auch dann nicht, wenn sie sich zum vierten Putt aufstellen. Sie weinen nie. Sie wissen: Man kann auf dem Platz richtig entspannt versagen, man kann permanent versagen, und man versagt allein. Golf ist auch darum so hautnah, weil es kein Pardon kennt. Es gibt keine externen Entschuldigungen für die eigene Schwäche. Es gibt keine ungerechten Elfmeter und keine Automotoren, die absterben. Verantwortlich für alles, was geschieht, bin nur ich.

Man spielt nur gegen sich selbst. Alle Wunden sind Selbstverstümmelungen. Das ist eine ebenso ungewohnte wie faszinierende Lebenssituation. Es versagt das alte christliche Grundprinzip der externen Schuldzuweisung. Die üblichen Sündenböcke taugen nichts; der Chef ist nicht schuld, die Gemahlin nicht, nicht der Teufel, nicht die Spielpartner, nicht der Platz und auch nicht der Ball. Nur ich.

Nun, Fred spielte auch auf den zweiten Neun nicht viel besser. Die Büsche duckten sich weiterhin nicht weg, und die Teiche trockneten weiterhin nicht aus, wenn er in Sichtweite kam. Am Schluss spielte er einen Score von gut zwanzig Schlägen über seinem Handicap. »Das war wirklich zum Weinen«, sagte Fred, mit breitem Grinsen.

6.3 Gespräch mit einem Toten

Golf ist ein kommunikativer Sport. Der engste Gesprächspartner vieler Spieler ist der Ball.

Ich habe mich auch schon dabei erwischt. Ich spielte also einen Putt aus zwölf Metern, der Ball rollte vielversprechend Richtung Loch, und plötzlich rief ich: »Geh rein, du Depp!«

Selbstverständlich ging er nicht rein. Ich vermute, der Ball war beleidigt, weil ich ihn Depp geheißt hatte. Darum bog er kurz vor der Lochkante nach links ab. Vielleicht wäre er rein gelaufen, wenn ich gerufen hätte: »Geh rein, mein Süßer!«

In vielen Religionen gibt es rituelle Gespräche mit toter Materie. In der Religion der Christen reden sie mit toten Weinkelchen und Monstranzen. In der Religion der Hindus reden sie mit toten Felsen und Baumstämmen. In der Religion der Buddhisten reden sie mit toten Winden und Wolken.

In der Religion der Golfer reden sie mit toten Bällen von Titleist und Callaway. »Geh rein, Ball!«, rufen sie, wenn er ins Loch fallen soll. »Flieg, Ball, flieg«, rufen sie, wenn er sich bedrohlich in Richtung Wasser senkt. »Sitz, Ball, sitz«, rufen sie, wenn er übers Green hinauszurollen droht.

Manchmal hört der Ball uns zu und tut, wie ihm geheißt. Manchmal hört er weg. Ich habe bis heute nicht herausgefunden, wann er zuhört und wann nicht. Als einzige Regel ist mir aufgefallen, dass er umso häufiger zuhört, je häufiger man mit ihm spricht.

Zuerst habe ich gedacht, dass es sich beim Dialog mit dem Ball um eine Marotte von uns unbedarften Golf-Amateuren handelt, um eine Art Geisterbeschwörung der hilflosen Kreaturen. Dann bin ich öfters zu Turnieren der Golfprofis hingefahren und habe mir am Pay-TV einen Golfkanal zugelegt.

Die Profis, so weiß ich seitdem, sind auf ihren Turnieren die noch größeren Geisterbeschwörer als wir Alltagsgolfer auf unseren Klubplätzen. »Turn left«, schreien sie andauernd, und »come back« und »sit« und »go in«. Manchmal hört der Ball hin und tut, wie ihm ge-

heißen. Er dreht nach links, er bleibt liegen, er fällt ins Loch. Manchmal hört er weg.

Auch die Profis befolgen die Regel, dass der Ball umso häufiger zuhört, je häufiger man mit ihm spricht. Darum sprechen sie ununterbrochen mit ihm. Die meisten Profis rufen jedem Ball hinterher: »Come back«, rufen sie, und »go in«.

Ich glaube, das ist der richtige Ansatz. Auch wenn wir dem Ball fünfzigmal hinterher rufen, und er hört uns bloß fünfmal zu – schon haben wir unser Score um zehn Prozent verbessert.

6.4 Die Kunst des Möglichen

Vielleicht treffen wir diesmal den Ball perfekt und er fliegt 300 Meter weit aufs Grün. Es könnte ja sein.

Mit Leo war es stets etwas anstrengend. Denn Leo ist ein Golf-Geometer. Ein Geometer, wie man weiß, ist ein Spezialist der Landschaftsvermessung.

Leo stand also ungefähr 170 Meter vor der Fahne. »Wie weit ist es bis zur Fahne?«, fragte er. »Ungefähr 170 Meter«, sagte ich. »Was heißt hier ungefähr?«, fragte Leo.

Das war früher. Nun hat sich Leo einen dieser Entfernungsmesser gekauft. Ein Luxusgerät, etwa 700 Euro teuer. Es basiert, wenn ich es richtig verstanden habe, auf einer Kombination von Laser, Infrarot und elektronischer Satellitenüberwachung.

Nun steht Leo also wieder ungefähr 170 Meter vor der Fahne. Er blickt durch sein Gerät. »Es sagt, bis zur Fahne sind es 168,7 Meter«, sagt Leo. Weil Leo auf Nummer sicher gehen will, misst er die Entfernung mit seinem Handy nach, auf das er eine App zur Distanzerfassung geladen hat. Es basiert, wenn ich es richtig verstanden habe, auf einer Kombination von geostationären Daten mit den Magnetometersystemen von Airbus und der US-Marine.

»Es sagt, bis zur Fahne sind es 168,7 Meter«, sagt Leo befriedigt und lacht sein Geometerlachen.

Nachdem diese Frage geklärt ist, folgt nun der zweite, etwas anspruchsvollere Teil.

»Was meinst du«, fragt Leo, »soll ich für die 168,7 Meter ein Eisen vier oder ein Holz fünf nehmen?«

»Spielt keine Rolle«, sage ich, »du triffst das Grün so oder so nicht.« Jetzt ist Leo beleidigt.

Tatsächlich gehört es zu den amüsantesten Eigenschaften der Alltagsgolfer, dass sie sich dauernd mit Distanzen beschäftigen und mit der Vorstellung, welche Schläger zu diesen Distanzen passen könnten. In den meisten Fällen ist dies eine völlig irrealer Beschäftigung von Hobby-Geometern.

Ich beobachte immer wieder mit Vergnügen, welche Distanzen zwischen Vorstellung und Realität liegen.

Da steht der Alltagsgolfer also auf dem Fairway, blickt hochkonzentriert in Richtung Grün und holt das Eisen sechs aus der Tasche. Nach vier Probeschwüngen besinnt er sich eines Besseren. Er tritt zur Tasche zurück und zieht ein Eisen fünf hervor. Nach weiteren vier Probeschwüngen ereilt ihn die Erleuchtung. Er nimmt nun für diese Distanz doch das Eisen sechs.

Es könnte ja sein.

Dann holt er aus, schlägt zu, der Ball holpert fünfzig Meter weit kläglich über das Gras und verschwindet im Teich.

Ähnlich putzig ist die Angewohnheit vieler Golfer, stets auf genug Distanz zu halten.

Ich spiele gelegentlich mit einem älteren Herrn. Ich habe von ihm noch nie einen Schlag gesehen, der weiter als 180 Meter geflogen wäre. Und dennoch, wenn er 250 Meter vor dem Grün liegt, und sie dort noch am Putten sind, dann hält er ein.

»Warum spielst du nicht?«, frage ich. »Weißt du«, sagt er, »vielleicht treffe ich ihn diesmal richtig perfekt und er rollt bis aufs Green. Ich warte lieber. Es könnte ja sein.«

Golfer glauben innig an die Kunst des Möglichen.

Es könnte ja sein.

6.5 Die geografische Neurose

Wie vermeide ich die unnötige Fahrt an ein Reiseziel, an dem es keine Golfplätze gibt?

Meine Frau sagte mir, sie würde diesen Sommer gerne ein paar Tage nach Kroatien fahren. Am liebsten möchte sie nach Dubrovnik, dieser schönen Stadt, die zum Weltkulturerbe der UNESCO gehört.

Ich dachte nach und meinte dann: »In Dubrovnik unten ist es sicher enorm heiß. Warum fahren wir nicht in den Norden nach Istrien? Das ist auch Kroatien, aber mit angenehmeren Temperaturen.«

Nun dachte meine Frau nach und meinte dann: »Du willst mir also sagen, dass es bei Dubrovnik weit und breit keinen Golfplatz gibt.«

Ertappt, dachte ich.

Es gibt ja faszinierende Gegenden in Europa, die man unbedingt einmal besucht haben sollte. Dazu gehören etwa die dalmatische Küste in Kroatien, die ungarische Puszta, griechische Inseln wie Mykonos oder Santorini, die Nationalparks von Mazedonien oder Capri und Gargano in Süditalien. Die Chance, dass Golfer dort einen Urlaub buchen, ist allerdings gering. Denn es gibt hier, von Mykonos bis Capri, keine Golfplätze weit und breit.

Die meisten Golfer haben eine geografische Neurose. Wenn in der Familie ein neues Reiseziel zur Debatte steht, gehen sie umgehend ins Internet und erkunden, was es an Golfplätzen in der Region gibt. Es spielt keine Rolle, ob sie die Plätze später auch nutzen. Sie brauchen sie als eine Art Heimatgefühl.

Falls es keine Golfplätze an der Destination gibt, weiß der kluge Golfer, wie der Abwehrmechanismus läuft. Er sagt zu seiner weniger golfbegeisterten Frau: »Weißt du, Mykonos ist touristisch völlig überlaufen, fahren wir besser nach Rhodos, das ist noch echtes Griechenland.«

Der Platz auf Rhodos ist, wie sich dann später herausstellt, staubig und ungepflegt, aber immer noch besser als nichts.

Die Golfgemeinde ist ja die weitaus reisefreudigste Gruppe der Bevölkerung, wenn wir die Politiker einmal ausnehmen. Der Unter-

schied ist bloß, dass die Golfer ihre Reisen selber zahlen, während das bei den Reisen der Parlamentarier die Steuerzahler übernehmen.

Allerdings reist die Golfgemeinde nicht um des Reisens willen, wie Jules Verne, nicht zur kulturellen Bildung, wie Johann Wolfgang Goethe, nicht wegen der Schönheit der Natur und auch nicht wegen den Kathedralen und Avenuen der historischen Städte. Nein, Golfreisende interessiert die Gegend und die Kultur, in die sie reisen, oft nur bedingt. Es interessiert sie primär der kleine, grüne Ausschnitt der Gegend, in dem die Fahnen stecken.

Ich kenne zum Beispiel ein junges Golferpaar, das zum ersten Mal in der Toskana war und dort die Plätze abgegrast hat. Ich fragte sie, wie ihnen die Uffizien in Florenz und der Schiefe Turm von Pisa gefallen hätten. »Dazu sind wir leider nicht gekommen«, sagten sie.

Ich erinnere mich auch an ein Männerquartett aus unserem Klub, das zum Golfen bei Barcelona war. »Die Kathedrale von Antoni Gaudi in Barcelona ist schon ein echtes Weltwunder«, sagte ich bei ihrer Rückkehr. »Welche Kathedrale?«, fragten sie.

Ich denke nicht, dass wir Golfer kulturelle Ignoranten wären.

Wir konzentrieren uns bloß auf das Wesentliche.

6.6 Picknick im Stehen

Golfer sind die führenden Ausdauersportler der Welt. Sie essen ununterbrochen.

Eva ist ziemlich klein. Und sie ist ziemlich schlank. Als wir das letzte Mal zusammen spielten, öffnete sie am siebten Loch ihre Golftasche und förderte ein Sandwich zutage. Es war ein Sandwich mit Schinken und Käse und Gurken und es war groß genug, um eine vierköpfige Familie problemlos zu ernähren. Das Sandwich aß sie zwischen dem siebten und achten Loch.

Ich war dennoch etwas überrascht. Normalerweise nämlich zieht sie ihr Sandwich schon am fünften Loch aus der Tasche. Sie isst es dann bis zum sechsten Loch.

Nach dem Sandwich ist bei Eva aber noch lange nicht Schluss. Am zehnten Loch isst sie zwei Bananen. Am zwölften Loch isst und offeriert sie von ihren getrockneten Aprikosen. Am vierzehnten Loch verzehrt sie einen dieser kalorienstarken Kraftriegel. Am sechzehnten Loch sagt sie, dass sie jetzt richtig schön hungrig sei und sich auf das Essen im Klubhaus freue.

Eva ist eine exemplarische Golferin. Es gehört zu den seltsams-ten Eigenheiten der Golfer, dass sie auf einer Runde dauernd essen. Sie stopfen ständig etwas in sich hinein, Sandwichs, Bananen, Aprikosen, Kraftriegel, Studentenfutter und Schokolade. Golfer kauen ununterbrochen.

Bei Bergwanderern, Skifahrern und Mountainbikern könnten wir das noch verstehen. Aber nicht einmal die sind dauernd am Essen, obwohl sie deutlich mehr Energie verbrennen. Die Energieaufnahme auf einer Golfrunde widerspiegelt darum niemals den Energieverbrauch. Die paar Kalorien, die man als sportlicher Spaziergänger zwischen Abschlag 1 und Green 18 verbraucht, machen es objektiv nicht nötig, sich dauernd mit Kohlehydraten vollzustopfen. Dennoch quellen die Theken der Klubhäuser über vor lauter Sandwichs, Bananen, Aprikosen, Kraftriegel, Studentenfutter und Schokolade.

Ich habe nur eine halbwegs plausible Erklärung für den golferischen Nahrungsdrang. Golf ist der einzige Freizeitsport ohne Pause.

Eine Golfrunde dauert vier Stunden. Während der vier Stunden machen Golfer keinen echten Zwischenhalt. Anders als die Bergwanderer, Skifahrer und Mountainbiker, die ähnlich lang unterwegs sind, kehren Golfer in keiner Hütte und keinem Restaurant ein. Sie braten am Waldrand keine Würste und setzen sich nicht zum Picknick nieder. Sie gehen weiter. Niemand sonst als die Golfer ist in einer Ausdauersportart vier Stunden ohne Zwischenhalt auf den Beinen. Golfer wissen, sie müssen vier Stunden ohne Skihütte, ohne Grillplatz und ohne Bergrestaurant durchhalten. Ich denke, das ist ein psychologischer Effekt, der sich direkt im Hungerzentrum des Gehirns niederschlägt. Das Gehirn isst auf Vorrat.

Golfer sind die einzigen Freizeitsportler, die stundenlang ohne Pause unterwegs sind. Dafür füttern sie pausenlos.

6.7 Marienglaube und Heiligenstatuen

Schon der Heilige Benediktus brauchte gelegentlich ein neues Gerät.

Ob ich wisse, hat mich mein Sportarzt gefragt, wann er am meisten schwere Golfverletzungen zu kurieren habe. Ich vermutete, dass sei während der Hochsaison, also zwischen Mai und September.

»Nein«, sagte mein Arzt, »am meisten Verletzte habe ich zwischen Weihnachten und Neujahr.«

Zum Christfest nämlich bekommt der golfende Mitmensch diesen tollen neuen Driver für 850 Dollar oder diesen Satz famoser Eisen für 2580 Euro geschenkt. Draußen ist es neun Grad unter Null, aber unser Beschenkter kann es kaum erwarten, es zuckt ihm schon am Morgen des Stephanstags in den Händen, er rast auf die Driving Range, holt kräftig aus, und dann, bei neun Grad unter Null – schrrrrrrummm.

Man braucht ja nicht die Börsenkurse der Golfunternehmen zu studieren, um auf eine charakterliche Besonderheit der golfenden Mitmenschen zu stoßen. Der golfende Mitmensch verschuldet sich lieber per Kleinkredit oder erhöht massiv die Hypothek, statt auf die neueste, metallisch schimmernde Versuchung aus dem Hause Taylor Made, Honma oder Callaway zu verzichten – und dies nicht nur zu Weihnachtszeit.

Golfen ist ein schwieriger Sport. Weil wir zu faul, zu bequem, zu untalentierte, zu dumm oder zu beschäftigt sind, lernen wir alle diesen Sport mehr schlecht als recht. Merkwürdigerweise aber fucht uns unser Versagen auf dem Platz ungleich mehr als andere Formen unseres Versagens. Wir scheitern ja auch sonst in den meisten Lebenslagen, wir haben Übergewicht, wir sind miserable Liebhaber, wir können nicht singen, doch egal, anders als beim Golf stört uns diese kleine Unvollkommenheit nicht.

Wenn man nun etwas können möchte, von dem man weiß, dass man es nie richtig können wird, öffnet die Unvereinbarkeit zwischen Wunsch und Wirklichkeit automatisch die Tür zum Wunderglaube-

ben. Das wusste schon der Heilige Benediktus. Der Sünder, der ahnt, dass er nie vollkommen wird, greift in der Not zu Devotionalien wie Heiligenfiguren oder Marienstatuen. Wer weiß, so die Hoffnung des Sünders, vielleicht kann ein Stück Metall in Kreuzform das Wunder schaffen.

Wir Golfer sind in der gleichen Situation. Auch wir haben unsere Devotionalien, sie sind nicht in Kreuzform, sondern bestehen aus einem Stück Metall, an dem unten ein zweites Stück Metall angebracht ist. Sie heißen Taylor Made oder Honma oder Callaway. Die Devotionalien kosten ein Vermögen.

Aber wer weiß: Vielleicht können sie das Wunder schaffen. Man muss nur fest daran glauben.

6.8 Nachbehandlung des Patienten

Auch eine Stunde nach der Runde räsoniert der Golfer noch über seine Runde. Das ist seine Therapie.

Die drei Herren am Nebentisch waren schon seit über einer Stunde von ihrer Golfrunde zurück. Man sah es daran, dass sie das Essen längst hinter sich gebracht hatten und nun bei Zigarren und Weinbrand auf der Terrasse des Klubhauses saßen.

»Wenn ich am fünfzehnten Loch nicht unter den Büschen gelegen hätte«, sagte der erste, »hätte ich direkt das Green angreifen können. Ohne dieses Pech wäre ich nochmal richtig gefährlich geworden.«

»Gut«, sagte der zweite, »aber du vergisst, dass ich am Loch zuvor das falsche Holz nahm und der Ball darum ins hohe Gras flog. Auch das war reines Pech, das hat mich mindestens zwei Schläge gekostet.«

Nun war der dritte dran, offenbar der Sieger des Trios. »Mag alles sein, aber könnt ihr euch nicht mehr erinnern, wie auf der Zwölf mein Drive fünf Zentimeter ins Aus sprang? Ohne dieses Pech hätte ich – aber bitte sehr.«

Es gehört zu den skurrilsten Eigenheiten vieler Golfer, dass sie auch eine Stunde nach der Runde ausgiebig ihre Runde debattieren.

Sie rollen detailliert auf, warum sie den Abschlag verzogen, warum der Putt nicht fiel, weshalb sie den falschen Schläger wählten und wie dieser unglückliche Bunkerschlag zustande kam. Häufige Vokabeln in der Nachanalyse sind die Wörter »hätte«, »wäre«, »würde«.

Ich kenne keine andere Sportart mit einer vergleichbaren Aufbereitung historischer Tatsachen. Ich kenne zum Beispiel keinen Kegler, der eine Stunde nach dem Spiel im Restaurant zu seinem Partner sagt: »Wenn ich in meinem 87. Wurf den Kranz nicht verpasst hätte, dann wäre ich ...« Nein, die zwei Kegler reden über Politik und über Bekannte, und worüber man halt sonst noch redet.

Die Golfer reden eine Stunde nach der Runde immer noch von ihrer Runde. Interessanterweise aber reden sie nur über das Pech, das Unglück und das Malheur auf der Runde. Sie reden davon, wie ihre achtzehn Loch eine Serie von Schicksalsschlägen waren, die ihnen unverdient widerfahren sind. Hätte doch der Schlag, wäre doch das Eisen, würde doch das Wasserhindernis.

Interessanterweise redet keiner davon, wie häufig sie auch Schwein gehabt hatten auf der Runde. Keiner sagt: »Kollegen, könnt ihr euch erinnern, wie ich auf der Sechs die Mauer traf, der Ball dann an den Baum prallte und von dort direkt neben die Fahne rollte.« Daran erinnert sich keiner, denn so etwas ist normal.

Ich vermute, die Eigenheit der Nachanalyse hat eine therapeutische Funktion. Wenn man nach der Runde realisiert, wie vieles eigentlich hätte besser laufen können, ist die Vergangenheit schmerzlos bewältigt. Die Zukunft kann beginnen. Wenn der Golfer nach dieser Selbsttherapie am nächsten Tag am ersten Abschlag steht, weiß er: Heute kann eigentlich nichts schiefgehen. Mehr oder weniger.

6.9 Die Prognose, die sich selbst erfüllt

Wenn du denkst, es geht sicher schief, dann geht es mit Sicherheit schief

Das beste Beispiel hat mir einmal Frank erzählt. Frank ist Captain eines Klubs im Alpenraum. Es war bei einem Turnier. Frank schaute zu, wie ein Spieler vom Abschlag aus den Ball mit einem Slice rechts ins halbhohes Gras drosch. Der Spieler machte sich nun auf die Suche, fand nach kurzer Zeit tatsächlich den Ball und spielte ihn auf den Fairway zurück.

Sonderbar daran war nur, wo der Spieler den Ball gefunden hatte. Er fand ihn etwa zwanzig Meter vom Punkt entfernt, wo er nach der Beobachtung von Frank niedergegangen war.

Der Captain machte sich nun auch auf die Suche und fand an der von ihm vermuteten Stelle tatsächlich einen Ball. Es war ein Nike Nummer drei.

Der Captain fuhr mit seinem Cart hinterher und stellte den Spieler zur Rede. »Darf ich fragen, welchen Ball Sie gerade spielen?«, fragte er. »Nike«, sagte der, »Nummer drei.« »Komisch«, sagte Frank, »ich glaube, ich habe da hinten genau diesen Nike von Ihnen gefunden.«

Der Spieler gestand sofort. Er könne dieses Loch einfach nicht spielen, sagte er, jedes Mal, wirklich jedes Mal, lande er hier rechts im Kraut. Am Vorabend des Turniers fuhr er darum auf den Platz und legte einen Nike Nummer drei ins halbhohes Gras. Er legte ihn an eine Stelle, die er am Turniertag leicht wiederfinden konnte.

Natürlich war es ein klarer Fall, ein origineller Fall zwar, aber dennoch ein Fall von Betrug.

Dennoch kann man für den bedauernswerten Spieler durchaus ein gewisses Verständnis haben. Denn er wurde das Opfer des brutalsten psychologischen Mechanismus, den es im Golfsport gibt. Man nennt ihn »Selffulfilling Prophecy«.

Die »Selffulfilling Prophecy«, die selbsterfüllende Prophezeiung, wurde 1948 vom amerikanischen Soziologen Robert Merton vorgestellt. Es ist die psychologische Lehre der Erwartungshaltung.

»Self-Fulfilling Prophecy« oder »Pygmalion-Effekt« nennen die Lernpsychologen diesen Mechanismus. Es ist der Mechanismus der sich selbst erfüllenden Prophezeiung. So wie der antike Bildhauer Pygmalion sich in die von ihm geschaffene Frauenstatue der Galatea verliebte, verstrickt sich auch der Golfer in eine selbskonstruierte Wahnvorstellung. Die Wahnvorstellung wird dann prompt Wirklichkeit.

Wir verhalten uns so, wie es unseren eigenen Voraussagen entspricht. Wenn wir erwarten, dass wir erfolgreich sein werden, dann sind wir in der Regel erfolgreich. Es gibt eine enge Rückkoppelung zwischen einer positiven Erwartungshaltung und dem positiven Verhalten. Das Gegenteil davon ist die »self-defeating prophecy«, die selbstzerstörende Prophezeiung. Wenn wir von uns selber ein Versagen erwarten, dann werden wir in der Regel versagen. Hier koppelt unsere negative Voraussage negativ auf unser Verhalten zurück.

Unser Golfer mit den Nike-Bällen war ein klares Beispiel einer »self-defeating prophecy«. Wann immer er an diesem Loch auf den Abschlag trat, wusste er genau, was nun passieren würde. Und genauso wie seine Prophezeiung kam es denn auch. Er schlug den Ball mit selbstmörderischer Regelmäßigkeit rechts ins Rough. Am Schluss wusste er sich nur noch mit einem sehr speziellen Trick zu helfen.

Der Soziologe Robert Merton entdeckte hier ein Gesetz, das jede Golferin und jeder Golfer nur zu gut kennt. Es gibt Löcher, die können wir praktisch immer, und es gibt Löcher, die können wir praktisch nie. Es ist wie weiße und schwarze Magie.

Robert Merton, der Erfinder der Prophezeiungs-Theorie, war selber kein Golfspieler. Aber er pflegte ein Hobby, das mit unserer Aktivität nahe verwandt ist. In seiner Freizeit war er Zauberkünstler.

6.10 Gute Laune, schlechte Laune

Es ist egal, ob man eine Frohnatur oder ein Griesgram ist. Der Zustand wechselt sowieso die ganze Zeit.

Als ich an diesem Morgen aufwachte, hatte ich richtig schlechte Laune. Die schlechte Laune hatte mit einer unerfreulichen Diskussion am Vorabend zu tun. Es ging ums Geschäft.

Ich fuhr zum Golfplatz. Auf dem Weg zum Golfplatz wurde meine schlechte Laune noch schlechter. Als ich am ersten Abschlag auf meine Mitgolfer traf, knurrte ich sie an. Meine Laune war schlechter denn je.

Dann spielte ich so gut wie selten zuvor.

Hinterher überlegte ich mir, ob es einen Zusammenhang zwischen der Gemütslage und dem Golfspiel geben könnte. Spielt man besser, wenn man vor dem Abschlag gute Laune hat, oder spielt man besser, wenn man schlechte Laune hat?

Erfahrene Golfer kennen die Antwort. Es spielt keine Rolle.

Es spielt keine Rolle, weil jede Golfrunde ohnehin ein permanentes Karussell der Stimmungen ist. Es ist ein stetes Up-and-down. Die Stimmung schwankt im Zweiminutentakt, also von Schlag zu Schlag. Man kann bei den Mitspielern – und bei sich selbst – im Zweiminutentakt beobachten, wie es auf und nieder geht. Gelingt ein schöner, langer Drive, richtet sich das Rückgrat auf. Misslingt ein hässlicher, kurzer Chip, fallen die Schultern vornüber.

Manchmal schauen wir Golfer anderen Golfern auf einem benachbarten Fairway zu. Wir können zwar ihre Bälle in der Luft nicht sehen, aber wir wissen aus der Distanz genau, ob ihre Schläge geglückt sind oder nicht. Ist der Schlag geglückt, schaut der Golfer dem Ball nur kurz und eher beiläufig hinterher. Ist der Schlag missglückt, bleibt der Golfer ungleich länger stehen und starrt in Richtung Gebüsch oder Gewässer, in dem seine Kugel verschwunden ist.

Das untrüglichste Zeichen für einen komplett missratenen Versuch ist, von Ferne betrachtet, wenn der Golfer nach dem Schlag einen nachträglichen Probeschwing vollführt.

Bemerkenswert ist, wie schnell es gehen kann. Drei miese Schläge hintereinander, und der vergnügteste Zeitgenosse verwandelt sich in einen Miesepeter. Drei tolle Schläge hintereinander, und der übelste Griesgram wird zur Frohnatur.

Den potenziellen Miesepetern und Griesgramen wollen wir darum noch kurz eine der wesentlichen Weisheiten des Sports in Erinnerung rufen: Jedem Golfer misslingen maximal drei Schläge hintereinander. In jedem Fall endet dann diese unglückliche Serie. Danach beginnt eine neue Serie von drei misslungenen Schlägen hintereinander. Ich hatte also richtig schlechte Laune, knurrte meine Mitspieler an und legte den Ball aufs Tee. Ich war wild entschlossen, einen wenig erbaulichen Vormittag zu verbringen. Ich legte den Ball aufs Tee und schlug mit dem Driver heftig und missmutig auf ihn ein. Der Ball startete leicht nach rechts, flog und flog, bog dann sanft zur Mitte des Fairways um, landete und rollte und rollte aus. Es war einer der besten Abschlüsse in meiner an Enttäuschungen reichen Golfkarriere.

Ich hatte selten in meinem Leben bessere Laune.

6.11 Maß gegen Maß

Eine Blasmusik spielt, und wir schneiden ein Stück Schnur ab. Manche Golfturniere machen Golferträglich.

Am wildesten geht es jeweils rund ums Oktoberfest zu. Dann steigen in Bayern und genauso außerhalb Bayerns die O'zapft-Turniere. Die Turniere heißen Wiesn Gaudi Cup oder Wiesn Scramble oder Wiesn Masters. Ich habe einmal bei einem dieser Jux-Turniere mitgespielt. Wir Männer spielten in Lederhosen, die Frauen im Dirndl. An jedem Loch gab es einen Bierausschank und eine Schnapsbude. Wer eine halbe Maß trank, konnte dadurch seinen Score um einen Schlag verbessern. Wer ein Stamperl trank, konnte dadurch seinen Score ebenfalls um einen Punkt verbessern. Alle verbesserten ihr Ergebnis hemmungslos.

In der Mitte des Golfplatzes spielte eine Blasmusik. Die Blasmusik spielte unter einem feinmaschigen Netz, das wie ein Zelt über sie gespannt war. Das Netz schützte die Blasmusik vor den Golfern, die ihr Ergebnis mit Maß und Stamperl an jedem Loch hemmungslos verbesserten. Ihre Bälle zischten kreuz und quer durchs Gelände.

Turniere mit exotischen Regeln sind beliebt im Golfsport. Der einzige gemeinsame Nenner ist, dass mit Golfschlägern und Golfbällen gespielt wird. Alles andere ist verhandelbar.

Eine Spielform etwa, die ich witzig finde, ist die String-Competition. Jeder Spieler bekommt ein Stück Schnur. Die Schnur ist in Metern gleich lang wie sein Handicap in Zahlen. Während des Turniers darf der Spieler den Ball jederzeit verschieben. Er schneidet dazu die verschobene Distanz von seiner Schnur ab. Wenn ich zum Beispiel im Aus oder hinter einem Baum liege, opfere ich gerne etwas Schnur.

Es gibt unzählige Formen von Scherz-Turnieren. Es gibt die Flag-Competition, bei der man eine Fahne in die Erde steckt, wenn die Spielvorgabe aufgebraucht ist. Es gibt die Variation des Bingo Bango Bongo, wo man taktisch überlegen muss, ob man lieber nah oder lieber weit von der Fahne liegt. Es gibt Dutzende von originellen Spielformen.

Das charakterisiert Golf sehr treffend. Zuerst einmal zeigt es, dass sich Golfer über ihren eigenen Sport lustig machen können. Selbstironie ist immer ein Zeichen von Charakterstärke. Dann zeigt sich auch diese einzigartige Dualität von Golf. Golf ist manchmal Spiel und manchmal Sport. Golf ist manchmal Party und manchmal Wettkampf. Golf pendelt dauernd hin und her zwischen den zwei Polen der sozialen Unterhaltung und der sportlichen Betätigung. Manchmal ist es Spiel, manchmal ist es Sport.

Golf ist dadurch eine etwas zwielichtige Angelegenheit. Wir wissen nie ganz genau, woran wir sind. Manchmal startet eine Runde als heitere Unterhaltung und endet in einem heftigen Wettkampf. Manchmal startet eine Runde als heftiger Wettkampf und endet als heitere Unterhaltung. Als ich damals diese Gaudi spielte und die Blasmusik dazu blies, war die Sachlage klar. Es war ein heftiger Wettkampf. Mann gegen Mann. Maß gegen Maß.